

Editorial

Unmut hat heute das Zeug, zum German Mut zu werden – wir Deutsche streiten dieser Tage öffentlich meist arg glück- und freudlos. Denn statt als Demokrat:innen stolz darauf zu sein, geht's vielmehr um rote Linien, Mauern, Unworte. Da ist viel Wut statt Ermutigung, das gemeinsam anzugehen, was ansteht in Zeiten von Krieg und Klimakatastrophe. So hat sich die Redaktion zunächst selbst Mut machen müssen und dann den von ihr eingeladenen Autor:innen auch, es einmal selbst auszuprobieren: Mutige Worte.

Mit dem Unmut ist nun ähnlich wie mit dem Unbewussten – steckt doch hinter dem »Un« das Bewusste. Den Mut das im Philosophieunterricht sozusagen zum Prinzip zu machen, das Scheitern des Philosophierens im Sichtbarmachen des Unsichtbaren durch Worte und Schaubilder, beweist Ilse Bindseil zum Beginn unseres Thementails in ihrer Selbstreflexion als Lehrerin. Die Aufklärung der Schüler:innen im Unterricht gerät ihr zu einer Aufklärung ihrer selbst. Und da Kinder und Jugendliche genau dafür einen feinen Sinn haben, geraten sie, wenn es gemeinsam gut läuft, so selbst in »den philosophischen Moment«. Für Andreas Galling-Stiehler liegt nun in der Angst nicht in erster Linie der Anlass für Unmut, sondern vielmehr die notwendige Voraussetzung für einen selbstbewussten Mut, denn nur in der Überwindung von Angst kann er ja entstehen. Und für ihn sind es die Sanftmütigen, die all diejenigen provozieren, die in ihrer grobschlächtigen Verzagtheit durch rote Linien ein Wir-Gefühl erzeugen wollen,

das eigentlich ein Ihr-Gefühl gegen andere ist. Doch Feinde ermutigen einen nicht, Freunde tun das. Vor vierzehn Jahren haben sich israelische Soldat:innen getraut, offen über ihren Umgang mit palästinensischen Kämpfer:innen und Zivilisten zu berichten: »Breaking the Silence« hieß das Buch dazu und die gleichnamige Ausstellung, die 2012 im Willy Brandt-Haus gezeigt wurde. Gisela Kayser, die sie in Berlin kuratiert hat, erinnert an den Mut – damals und heute – die Traumata von Krieg und Gewalt in Israel erzähl- und nachvollziehbar zu machen. Dorothea von Haebler zeigt den Mut, den Menschen mit Psychosen Tag für Tag aufbringen, indem sie Worte für das Unausprechliche ihres frühen Erlebens suchen, finden oder neu erschaffen. In den Worten – wie in den nonverbalen Ausdrucksformen – liegt der »Mut, Kontakt herzustellen oder zu halten, über die Angst hinweg«. Darin liegt das frühe Sehnen nach dem Halt der Mutter. Ihr geht es um »den Raum, der in einem MUTTiER entsteht«. Den Mut wie die Kraft, (nicht) Mutter zu werden, drückt die Künstlerin Irina Athanassakis in Projekten, Aktionen, Zeichnungen aus. In »Hysteria Talks« lässt sie das die Gebärmutter selbst ausdrücken. Und in »Kore Revisited« spricht sie mutig Tabus aus und an: Fruchtbarkeit in Zeiten ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Die darin verstrickte Frau zeigt sie auf dem Cover und dem Rücken dieser Ausgabe. Die Kraft und den Schutz einer (teilweise anonymen) Schwesternschaft beschwört und provoziert Anna Sophie Panick in ihrem wütenden wie mutigen

Artikel über weibliche Wut. Female Rage gerät ihr zu einer solidarisierenden Wut gegen männerdominierte Gewalt. Denn Solidarität braucht es, solange »Inklusivität und Opferschutz in erster Linie für Täter gelten«. In Dirk Paczias Artikel hält das essayistische Ich eine Art Mut-Schau, die der Autor zu einer Geschichte über LebensMut werden lässt – das erste Nein gegen den Vater, selbst Vater werden, den eigenen Vater in den Tod begleiten, aufbegehren, rauchen, um Hilfe bitten, einen geliebten Menschen um ein Ja bitten. Bei Dirk Paczia weckt die Frage »Hätte ich mutiger sein sollen?« den Mut. In Jane van Raudis poetischer Liebesmüh lässt sich »dem Leben vertrauen und trotzdem träumen« allenfalls, wenn das Begehren kommen und gehen kann. Ihre mutige Regel Nummer eins: »Halt es bloß nicht fest«. Vertrauen braucht es auch in sich selbst – als Mann kann das in Zeiten von »Predigern toxischer Männlichkeit, ultra-rechter Influencer und evangelikaler Extremisten«, wie sie die Künstler Manfred Peckl und René Wirths verstärkt um sich sehen, herausfordern. Über ihr Mannsein reden sie, über Tattoos auch, mal männlicher, mal weniger, um sich dem »karikaturhaften Maskulinismus« davon zu reden. Es scheint ihr Mut darin zu liegen, sich nicht an ihr Publikum wenden zu wollen, sondern an ihr Anti-Publikum. Das treibt sie um und an in ihren künstlerischen Provokationen: »Wir dringen nur soweit durch, als dass das blasenäußere Antipublikum erst aufmerksam wird, wenn ihm die Sache richtig stinkt«. Es ist riskant, sich einzulassen. Das gilt für Jürgen Schulz bei aller Kommunikation, denn jede Kommunikation kann abgelehnt werden. Gerade im Umgang mit Krieg und Gewalt zeigt sich, dass Kommunikation eben immer wieder auch andere ablehnen kann und will: Feinde, Frauen, Junge. Für Jürgen Schulz bedeutet das Reden über mutige Worte auch, »an das Abgleiten in das hochmütige Raubrittertum des Spätmittelalters«

der Politik zu erinnern, das keine Heldinnen kennt. Als eine Heldin gilt ihm die Abiturientin Ellenor Bockentin, die in ihrer Abi-Rede in Hagenow zu einem Credo gefunden hat, das vielen, vor allem Jüngeren, wie ein Antidot klingt: »Ganz ehrlich: fickt euch einfach nur alle!« Tiago Rodrigues Stück »Catarina oder Von der Schönheit, Faschisten zu töten«, das am Schauspielhaus Bochum als Inszenierung Mateja Kolečniks seine deutsche Erstaufführung feierte, steht im Zentrum von Anna Klara Leinewebers Artikel, der die Kraft des Theaters beschwört, einen Raum zu schaffen, »in dem Wahrnehmung nicht unmittelbar in Handlung übersetzt werden muss«. Habermas' Diktum vom »Öffentlichkeitsersatz« wird hier zum aufregenden Wutraum und gleichzeitig zur deliberativen Reflexion der Autorin: »Das Theater schafft eine ästhetische Erfahrung, welche die Wahrnehmung verlängert. An diesem Punkt entsteht Ambivalenz. Sie ist nicht als Scheitern des Urteils zu verstehen, sondern als Bedingung seiner Entstehung.« Natascha Zowislo-Grünwald und Dierk Spreen sehen wiederum in der Angst die Bedingung der Entstehung von Mut. Das Besondere: Der Schrecken (des Krieges) ist nicht nur Auslöser des Mutes, sondern auch dessen Konsequenz, wenn die Angst zur gesellschaftlichen Verantwortung und nicht zur Paralyse führt: »Aus Angst wird Verantwortung, aus Verantwortung erwächst Abschreckung, aus Abschreckung erwächst Frieden ohne Angst.« Ist die Umgebung von »Traumata gesättigt«, liegt Ermutigung und Trost in der Poesie. Für eine solchermaßen mutige Poesie stehen die Gedichte der ukrainischen Autorin Yelyzaveta Kotseba, die in einem neuen Ton einen jahrhundertealten Durst hebt: »Die anatomischen Wege der Ausbreitung der Angst trugen / Warnzeichen, / sie blendeten die Augen zerstörender Systeme / und hoben die Utopie eines jahrhundertealten Durstes empor.(...)« Der Mut und die Gewissensentscheidung

von Autor:innen, sich zu Wort zu melden in Poesie und Prosa, ist dieser Tage in Frankreich doppelt gefragt: »Französische Schriftsteller stellen sich gegen das Medienimperium des rechtsextremen Milliardärs Vincent Bolloré«. Darüber berichtet Nicolas Pichon-Loevenbruck in einem Originalartikel, zu dem Daphnée Yurttagül eine deutsche Übersetzung geschrieben hat. Das Credo: Autor:innen brauchen Verleger:innen, aber Verleger wie Vincent Bolloré brauchen Grenzen ihrer Vereinnahmung und Kontrolle – eine Gewissensklauseel braucht es im Literaturvertragsrecht! Der Redefreiheit steht manchmal ein nur vermeintes Rede- verbot entgegen, wie Lorenz Ritter Enneking in seinem Artikel über Leute, die vor allem online ihr wütendes Credo verbreiten, verdeutlicht: »Mutige Worte, zumal nicht selbst gedachte, sondern repostete, verlieren in der digitalen Kneipenschlägerei ihre Bedeutung, weil sie weder dem Austausch noch der Wahrheitsfindung dienen, sondern einfach dem Krawall.« Sein Vorschlag: »Zurück in die reale Welt«! In der realen Welt lässt sich hierzulande analog erleben, welcher Reichtum in der aktuellen Redefreiheit – im Gegensatz zu vielen anderen Ländern – zu liegen vermag. Daphnée Yurttagül und Sven Rawe suchen Anfänge des Mutes zur freien Rede in der Figur des politischen Entrepreneurs auf. Die Anfänge dieser Figur finden sie im chevalier d’Aventure oder chevalier entrepreneur der höfischen Romane des 12. Jahrhunderts n. Chr. Die Ritter der Romane ziehen aus, um Kräfte zu erlangen gegen das Böse, das ihre Höfe erfasst hat. Der Ritter stellt sich sozusagen gegen den Hof, um für ihn das alte Böse durch neue Kraft zu überwinden. Das ist riskant und abenteuerlich. Für den politischen Entrepreneur heute, so die Lesart von Daphnée Yurttagül und Sven Rawe, bedeutet das, »Bedeutung zu schaffen, wo vorher keine war. Und genau das, nicht das Anbieten einer Ware oder eines Rates, ist die politische

Funktion des Entrepreneurs.« Diagnosen haben Hochkonjunktur: ADHS, Autismus, bipolare Störung, Perimenopause –. Meredith Stone erlebt sie in ihrer therapeutischen Arbeit als Psychiaterin meist als Ausdruck von Mutlosigkeit, die diagnostische Eindeutigkeit des »Entweder-oder« dem erlebten »Und-aber« der ambivalenten persönlichen Lebensgeschichte vorzuziehen. Dahinter steckt bei ihr auch Wut: »Aber ich sehe oft eher eine Verzweiflung, einen verlorenen Mut. Wütend werde ich, wenn Kollegen diese Mutlosigkeit fördern.«

Mutige Worte!

Ä&K 200

Da steht sie nun auf dem Cover – die Nummer 200. Ja, zugegeben: Wir machen schon eine ganze Weile Doppelhefte, so dass wir weder 200 Jahre alt sind, noch 200 Hefte ins Regal geschafft haben als bis heute ehrenamtlich aktives Kollektiv aus Redakteur:innen, freien Autor:innen und Gestalter:innen (Bezahlen können wir nur diejenigen, die unsere Hefte setzen, drucken, binden und ausliefern). Und doch treiben uns die großen Zahlen um. Zu unserer hundertsten Ausgabe haben wir uns dabei einen Levitikus gewünscht und mit Klaus Hartung einen gefunden, der uns an den »Mut zur Revision« erinnert hat – ein mitunter wunder Punkt für eine Zeitschrift, die sich zu Beginn als eine verstand, die »Beiträge zur politischen Erziehung« liefern wollte. Wenn auch eine emanzipative Erziehung gemeint war, tat Klaus Hartungs Aufruf gut die Rolle als »verkappte Sozialpolitiker« ebenso aufzugeben wie die des »Sant’ufficio der Vergangenheitspolitik«. Zu unserem 50-jährigen Jubiläum (Heft 180/181) nun gabs auch viel Erinnern, aber eben auch mit einem Levitenlesen – diesmal wars Elisabeth von Haebler als Levitika, die daran erinnert hat, dass in den Göttern mitunter eine Göttin steckt, die – wie Athene dem Zeus – Nämlichen den Kopf zu sprengen vermag. Heute erstaunt das Geschlechter- wie das Generationenverhältnis der ersten 100 Hefte. Das haben wir geändert. Heute schreiben und gestalten bei *Ästhetik & Kommunikation* drei Generationen an Autor:innen und Gestalter:innen.

Was geblieben ist, ist diese Unruhe, die uns das Gegenwärtige immer wieder bereitet und bereitet hat – von Anfang an. Mit dem Redesign durch Fons Hickmann, können wir einmal mehr in der Tradition dieser Zeitschrift den Mut fassen, weiter mit der Ratlosigkeit von *Ästhetik und Kommunikation* Ratschlüsse in Text und Bild zu suchen.



Liebe Leserinnen und Leser, wir danken Ihnen und Euch für diese gemeinsame Strecke!

Die Redaktion